Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 114 (2020)

Heft: 9

Anhang: Erwägungen 2/2020 : Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung. Corona in den Ländern des Südens : eine Krise neben vielen anderen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung

Erwägungen 2 / 2020
Corona in den Ländern des Südens: eine Krise neben vielen anderen

Seit Monaten beschäftigt uns in der Schweiz offensichtlich nur noch ein Thema: Corona. Zeitungen, Radio und Fernsehen, alle Berichte drehen sich um die Probleme, die wir in unserem Land jetzt haben. Natürlich sind diese nicht zu verharmlosen und wer zurzeit um seinen Arbeitsplatz fürchten muss, ist in einer schwierigen Situation. Dennoch: Wie sieht es aus, wenn wir den Blick auf die viel ärmeren Länder richten?

Die «Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung» ist weltweit vernetzt. Ihre Mitglieder sind und waren in verschiedenen Ländern im Einsatz und pflegen die dort entstandenen Beziehungen. Nutzen wir das doch, sie zu fragen: Wie erlebt ihr die aktuelle Situation in eurem Land? Erzählt doch von den Auswirkungen der Krankheit auf euch und auf die Menschen in eurem Umfeld!

Entstanden sind Berichte aus sechs Ländern und drei Kontinenten. Und entstanden sind Berichte, die nahe dran sind am Alltag der Menschen. Entstanden ist eine eindrückliche Momentaufnahme unserer Verbundenheit mit Menschen weltweit. Durch die Coronapandemie, die uns alle, wenn auch sehr unterschiedlich, betrifft. Und vor allem durch die Beziehungen, die wir pflegen, und das Interesse füreinander. Das macht die TheBe aus. Entstanden ist dieses Heft auch als Kooperation zwischen dem scheidenden Redaktor Peter Zürn und der neuen Redaktorin Christine Voss.

Südafrika: Den Menschen fehlt das nötige Wissen
Christoph Schönenberger, S. 20

Panama: Einbruch in die indigene Kultur
Aiban Wagua und Peter Zürn, S. 22

Haiti: Eine Krise neben vielen anderen
Paula Iten, S. 24

Irak: Wie in einem grossen Gefängnis
Christine Voss, S. 26

Äthiopien: Heuschrecken, Hunger und sexueller Missbrauch
Daniel Naizghi und Eveline Gutzwiller, S. 28

El Salvador: Corona als Spiegel der Gesellschaft
Andreas Hugentobler, S. 30

Aus der Redaktion
S. 33

Aus dem Vorstand
S. 33

Arbeitsgruppen
S. 34

«Wir werden nicht zur Normalität zurückkehren. ‹Normal› war nie. Unsere Vor-Corona-Existenz war nie normal, ausser wir bezeichnen Machtgier, Ungerechtigkeit, Erschöpfung, Ressourcenausbeutung, Raubbau, Ausgeschlossensein, Verwirrung, Wut, Raffgier und vergeudete Kraft als normal. Wir sollten mit der Umkehr nicht warten, meine Freunde. Wir sollten die Möglichkeit ergreifen, neue Fäden zu spannen welche die ganze Menschheit und die Natur einbeziehen.»

Brené Brown, US-amerikanische Autorin

Südafrika
Den Menschen fehlt das nötige Wissen

Christoph Schönenberger

Seit 32 Jahren arbeitet Christoph Schönenberger in Südafrika, seit 1998 als Mitarbeiter in einer Jugendbegegnungsstätte. Die meisten der jungen Menschen, die sich an diesem Ort treffen, kommen aus Armensiedlungen im Minengebiet. So erlebt der Theologe aus nächster Nähe, wie sich die Lage der Minenarbeiter durch die Coronakrise nochmals massiv verschlechtert.

Wie gerne würde ich jetzt ein Video schicken, vor allem mit Tonaufnahmen. Zurzeit sitze ich in unserer kleinen Aussenstation in Majakaneng, einer Siedlung westlich von Pretoria, in der vor allem Minenarbeiter unter zum Teil sehr prekären Bedingungen leben. Von daussen dringt laute Musik in mein kleines Zimmer, afrikanische Rhythmen: Der Nachbar hat einen Lautsprecher vor sein Haus gestellt und beglückt mit seiner Musik die ganze Nachbarschaft. Die Sonne scheint durch das Fenster und wärmt mich auf, auch wenn es heute ziemlich kalt ist. Wir hatten sogar Regen in der vergangenen Nacht, was sehr ungewöhnlich für diese Jahreszeit ist. Es ist nämlich Winter, und dieser ist in unserer Gegend unangenehm kalt, aber trotzdem trocken. Während sechs Monaten regnet es kaum jemals und die Temperaturen können nachts bis unter null Grad fallen.

Leben auf engstem Raum

Die Gegend um die Minen herum gilt als Corona-Hotspot. Die Arbeitsbedingungen der Minenarbeiter erleichtern es dem Virus, sich schnell zu verbreiten. Die Menschen leben auf engem Raum in kleinen Häuschen und Wellblechhütten. Da kann keine Rede sein von Distanz halten und sich schützen. Jeden Tag versammeln sich ein paar Dutzend Kinder neben unserem kleinen Zentrum auf einem leeren Flecken Land und spielen Fussball. Abends kommen Jugendliche nach der Schule in unser Zentrum und tauschen sich über ihren Schultag aus. Zwar wird in den Schulhäusern darauf geachtet, dass sich die Schüler*innen vorsichtig verhalten – die Temperatur wird gemessen, die Hände müssen desinfiziert werden, Masken sind vorgeschrieben. Aber sobald die Schule aus ist, fängt die Durchmischung

wieder an und niemand achtet darauf, ob sich die Kinder und Jugendlichen zu nahe kommen. Denn zu Hause gibt es kaum Eltern, die wissen, worum es sich bei dieser Pandemie handelt.

Die Armut ist der Killer

Jedes Mal, wenn ich mit den jungen Menschen hier auf das Virus zu sprechen komme, merke ich, wie wenig sie darüber wissen. So viel Falschinformation schwebt da herum, die sozialen Medien verwirren die Menschen, und so wenig Bewusstsein ist vorhanden über den Ernst der Lage. Die meisten hören sich kaum je Nachrichten an und sind daher auch nicht darüber informiert, was in ihrer Welt vor sich geht. Das trifft natürlich auch auf die politische Lage zu. Wie leicht lässt sich eine solche Situation von gewieften Politikern ausnutzen! Und genau das geschieht, indem diese sich die Unterstützung der Wähler*innenschaft durch billige Versprechen, Lügen und kleine Geschenke erschleichen.

Der Lockdown wurde am Anfang in vielen Gegenden des Landes befolgt, und die südafrikanische Regierung erhielt international viel Lob für ihr frühzeitiges und rasches Handeln. In der Zwischenzeit aber hat sich der Respekt vor Präsident Ramaphosa in Ungeduld und Misstrauen gewandelt. Zu viele unverständliche und übertriebene Regeln wurden, oft mit unverhältnismässiger Polizeigewalt, durchgesetzt. Da die südafrikanische Wirtschaft zu einem grossen Teil im informellen Bereich stattfindet, hatten die Massnahmen, mit denen die Verbreitung des Virus eingedämmt werden sollten, eine verheerende Auswirkung. Die Arbeitslosigkeit liegt jetzt bei über sechzig Prozent, die Armut ist massiv angestiegen und Gewalt und Kriminalität sind kaum noch zu kontrollieren. Was noch kommen wird, ist kaum auszudenken. Ganz Südafrika muss zuschauen, wie sich die Pandemie stetig weiter ausbreitet. Wir sind noch einiges entfernt vom Höhepunkt. Und schon jetzt sorgen sich unzählige Menschen um ihre Zukunft und kämpfen ums Überleben. Armut und Ungleichheit sind die eigentlichen Killer in unserem Land.

Auswirkungen auf die Projektarbeit

Oft ging ich in den letzten Wochen die Artikel auf meiner Facebookseite durch. Da ist so viel an Verwirrung, hochkochenden Emotionen und Angst, so viele Aufforderungen, was zu tun sei, was hätte getan werden sollen, wen wir anklagen sollen … – und so viel mutwillige Falschinformation. Aber da sind auch zahlreiche mutmachende Geschichten von Leuten, welche mitfühlend über sich hinauswachsen, um jene zu erreichen, die vom Glück verlassen wurden. Sie versuchen Letzteren zu zeigen, dass ihr Schmerz und Leid gehört wurden.
Auch für mich in meiner Arbeit und meiner Präsenz in diesem Land stellt sich die Frage, wie ich weiterhin hier wirken kann. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich auf jenen Weg zurückkehre, der vorher einmal war. Ich fand das folgende Zitat auf Facebook: «Niemand sollte zur Normalität zurückkehren. Normalität funktionierte nicht. Wenn wir zurückgehen zu den Dingen, wie sie waren, werden wir die Lektion verpassen. Mögen wir aufstehen und die Dinge besser machen.»

Vielleicht können wir einen Weg einschlagen, auf dem wir in den gewaltigen Chor der vielen Menschen einstimmen, welche eine Veränderung wollen und neue Wege suchen. Es wird zwar in kleinen Schritten, aber in nie nachlassender Ermutigung passieren. Zum Beispiel führte der Lockdown in unserer Jugendbegegnungsstätte dazu, dass ein paar unserer jungen Menschen einen Gemüsegarten anlegten. Wir ernten und geniessen jetzt unser eigenes Gemüse – zu jedem Essen. Und es wird noch mehr geben.

Die nächsten Monate werden auch mir helfen, über eine neue Ausrichtung in meiner Arbeit zu entscheiden. Das Geld ist durch die wirtschaftliche Notlage knapp geworden in unserem Land. Wir werden daher viele unserer Projekte verkleinern und vereinfachen müssen, um weiterexistieren zu können. Aber es ist nicht die Quantität, welche zählt, sondern die Qualität. Ich will mich viel mehr darauf besinnen, was es heisst, in der Nachfolge Christi zu stehen. In dieser Hinsicht ist der Lockdown für mich ein Chance, mich vom Geheimnis Christi berühren zu lassen und es weiter zu entdecken.

(verfasst Mitte Juni 2020)

Christoph Schönenberger war schon in seiner Studienzeit Mitglied der TheBe. Ihn interessierten damals besonders die Befreiungstheologie und das Land Südafrika. Er engagierte sich in der Anti-Apartheid-Bewegung und bereiste das Land im Rahmen eines Partnerprojektes von Jungwacht/Blauring. Anfang 1989 wanderte er definitiv nach Südafrika aus. Nach sechs Jahren Tätigkeit als Priester in Johannesburg bot sich ihm die Gelegenheit, eine Jugendbegegnungsstätte, inspiriert von der ökumenischen Gemeinschaft in Taizé, aufzubauen. Das Projekt bietet jungen Menschen die Möglichkeit, sich auf vielfältige Weise auf die Herausforderungen vorzubereiten, mit welchen das Leben sie konfrontiert. Es werden Wochenendkurse, Besinnungswochen, Ferienlager und eine Langzeitausbildung in der Gastronomie angeboten.

Kontakt auf Facebook: Ha Phororo Youth Retreat

haphororoyouthretreat.org.za

Panama Einbruch in die indigene Kultur

Aiban Wagua und Peter Zürn

Gunayala ist eine Gruppe von Inseln vor der Küste Panamas. Bis heute sind diese fast ausschliesslich vom indigenen Volk der Guna bewohnt. Pater Aiban Wagua, selber ein Guna, arbeitet in den beiden Pfarreien, die es auf den Inseln gibt. Sein Bericht wurde von Peter Zürn übersetzt und ergänzt.

Seit 2019 unterstützen die katholischen Pfarreien von Döttingen und Klingnau (AG) die Arbeit von Pater Aiban Wagua auf Gunayala vor der Nordküste Panamas. Das katholische Missionswerk, für das der Pater arbeitet, hat sich zum Ziel gesetzt, nicht nur die Bevölkerung, sondern auch deren Kultur zu stärken und zu fördern. Gunayala hat eine spezielle Position in der Region: Die Kette von 365 Inseln, von denen aber nur 50 besiedelt sind, werden von den rund 33 000 Angehörigen des Guna-Volkes bewohnt. Dieses trotzte jahrzehntelang der Unterwerfung unter die Zentralregierung von Panama. Mitte des letzten Jahrhunderts gelang es den Einheimischen, den Status eines «semiautonomen» Gebiets zu erkämpfen.

Die Guna haben eine eigene Sprache und Kultur, die stark von der Verbindung zur «Mutter Erde» geprägt ist. In der Natur sehen sie die göttlichen Schöpfungskräfte von *Baba* und *Nana* am Werk. Eine grosse Nähe zueinander prägt die Gemeinschaft. Wichtige Fragen werden in gemeinsamer Diskussion entschieden, ebenso gehört der Besuch von Kranken zu den Grundwerten der Kultur. Wie diese nun mit der Coronasituation in Konflikt gerät, hat uns Pater Aiban in einem Brief geschildert.

Ärzte beschweren sich über die Guna

Zum Zeitpunkt meines Berichts, im Mai 2020, halten sich die Zahlen zur Coronapandemie in unserem Land noch in Grenzen, zumindest verglichen mit anderen südlichen Ländern: 11 183 Infizierte, 310 Todesfälle (bei rund 4 Millionen Einwohner*innen). Auf Gunayala verzeichnen wir 231 Infizierte und 15 Todesfälle. Die Ansteckungen konzentrieren sich hauptsächlich auf 8 der 49 Gemeinden, die das Guna-Territorium umfasst. Die Massnahmen, die von den Epidemiologen aufgrund der verhängten Quarantäne in ganz Panama verlangt werden, sind eine enorme Belastung im Alltag der Bürger*innen. Unsere Freiheitsrechte werden massiv eingeschränkt, von der wirtschaftlichen Situation gar nicht zu sprechen.

Die Katastrophensituation ist aber noch viel schwieriger und komplexer, wenn es um die indigenen Gebiete geht. Die Ärzt*innen, die während der Krise vom Festland kamen, beschwerten sich bei den Behörden regelmässig über die Guna. Diese seien nicht bereit aufzupassen, die erforderlichen physischen Abstände einzuhalten, ihre infizierten Menschen zu isolieren oder sie in die Stadt bringen zu lassen, sodass sie zur Quelle neuer Infektionen würden. Dieses Verhalten wird den Guna als schwerwiegende Verantwortungslosigkeit und mangelnde Bereitschaft zur Zusammenarbeit ausgelegt. Es ist jedoch wichtig, diese «Verantwortungslosigkeit» aus den Augen der Betroffenen zu verstehen.

Man lässt einen leidenden Menschen nicht allein

Unsere Kultur beruht darauf, dass wir Egoismus, Selbstbezogenheit und das Horten von Gütern als die schlimmste Katastrophe der Menschheit ansehen. Wer so lebt, wird zum Feind der Gerechtigkeit und bedroht die Einheit des Kollektivs. Aus diesem Konzept, das für uns überlebenswichtig ist, ergibt sich die Unmöglichkeit, einen Bruder oder eine Schwester allein zu lassen. Es ist für unser Zusammenleben entscheidend, dass man an einem kranken Mitglied der Gemeinschaft interessiert ist. Man muss es begleiten, man muss es ermutigen, man muss ihm nahe sein. Kein Mitglied des Kollektivs sollte allein und verlassen sterben wie ein Tier. Und nun, seit den letzten Monaten, bricht die Pandemie in diese kulturelle Vision und Praxis ein: eine Pandemie, die das Verlassen oder Isolieren eines kranken Mitglieds erfordert – zumindest solange es, wie die Epidemiologen täglich betonen, keine Heilung und vorerst noch keinen Impfstoff gibt.

Die verordnete Isolation wird von den Guna als extremer Bruch mit ihren kulturellen Werten verstanden. Angesichts der Schwere der Krankheit mussten wir uns eingestehen, dass diese Katastrophe nicht nur das menschliche Leben zerstört, sondern auch die wertvollsten

Schätze unserer Kultur, das kollektive Denken und Empfinden, verwüstet. Lange Zeit hatten uns diese als Mauer zum Schutz vor den gewalttätigen Bedrohungen unserer Kultur gedient.

Um zu verhindern, dass ein Mitglied der Gemeinschaft am Coronavirus erkrankt und somit isoliert und ohne Medikamente allein sterben muss, verhängten die Gemeinschaften so etwas wie einen epidemiologischen eisernen Zaun um ihr Territorium. Sie liessen nicht einmal mehr Mitglieder einer anderen Guna-Gemeinde in ihr Gebiet. Nur die Männer gingen noch zum Arbeiten auf die Felder und brachten ihren Familien die nötigen Lebensmittel mit. Als die ersten Infektionen auf den Inseln ausbrachen, wurde der Zaun noch enger gesteckt.

Seelsorge im Dilemma

Unsere katholische Mission, welche die Gemeinden unterstützt, musste sich an die Normen halten, die von den Behörden jeder Gemeinde auferlegt worden waren. Das bedeutete, sich ins Missionshaus einzuschliessen und es nur zum Einkaufen zu verlassen. In den geschlossenen Gottesdienstzentren und ohne die Möglichkeiten des Internets in den Guna-Gemeinden konnten wir nicht, wie an anderen Orten, virtuell die Messe feiern. Ebenso wenig war es möglich, via Medien über den Umgang mit dem Virus aufzuklären, geschweige denn, Familien zu besuchen, die in grosser Not sein könnten.

Im Moment warten wir noch auf die Phase der Eröffnung der Kapellen, die nicht unter der Autorität der Diözese stehen, sondern unter jener der lokalen Guna-Gemeinden, mit denen die katholische Mission zusammenarbeitet. Zu diesem Zeitpunkt stehen wir Seelsorger vor einer Herausforderung, der wir uns stellen müssen, sobald die Pandemie zu Ende ist, und die schwer zu verdauen ist: Wir wissen, dass unsere indigenen Werte seit langer Zeit das beste Gegenmittel gegen den uns von aussen bedrohenden kulturellen Tod waren. Diese Überzeugung ist durch die Pandemie ins Wanken gekommen. Es stimmt, dass zurzeit das rein physische Überleben an erster Stelle steht, aber für uns bedeutet diese Sichtweise gleichzeitig eine kulturelle Schwächung. Wie kann man die Guna bei der Wiederherstellung oder Überarbeitung jener Werte und jenes kulturellen Lebens unterstützen, die in den letzten Monaten zum Schutz ihres physischen Überlebens geopfert wurden? Wir müssen die Begleitung dieses zutiefst verunsicherten Volkes sorgfältig und vorsichtig neu überdenken. *Baba* und *Nana* werden wissen, wie sie uns durch diese Situation führen, und sie werden auch wissen, wie sie die Menschen dazu bewegen können, zu ihren Werten zurückzufinden.

(verfasst im Mai 2020)

○ Der Bericht von Pater Aiban Wagua wurde von Peter Zürn aus dem Spanischen übersetzt und um Informationen über die Guna ergänzt. TheBe-Mitglied Peter Zürn arbeitet als Seelsorger in den Pfarreien Döttingen und Klingnau (AG), welche die Mission in Gunayala finanziell und ideell unterstützen.

Die Unterstützung der Pfarreien kommt der kirchlichen Arbeit unter den Guna und deren Kultur zugute – zum Beispiel für die Anschaffung von Aussenbordmotoren für die Boote der Katechet*innen oder für das Drucken von Lehrmitteln für die Guna-Sprache und die Ausbildung von Lehrpersonen. Angestrebt ist eine partnerschaftliche Verbindung zwischen Pfarrei und den Guna. Eine Solidaritätsgruppe in der Pfarrei hat damit begonnen, Texte aus der Guna-Kultur zu lesen und sich von diesen für die Gestaltung des Lebens bei uns anregen zu lassen. Die Gruppe ist regelmässig in Kontakt mit Pater Aiban und seinen Mitarbeitenden.

Kontakt: peter.zuern@kath-aare-rhein.ch

Haiti
Eine Krise neben vielen anderen

Paula Iten

Von 1970 bis 2004 lebte und arbeitete Paula Iten in Haiti. 2005 gründete sie eine Stiftung, deren Präsidentin sie auch heute noch ist. So steht sie weiterhin mit Land und Menschen in Verbindung. Das Schlimmste an Corona in Haiti ist, so stellt sie fest, dass sich die Krise in einem Umfeld ereignet, das bereits vorher schon in der Krise steckte.

Die Nachrichten, die mich zurzeit aus Haiti erreichen, könnten schlechter nicht sein. Das Land rutschte dieses Jahr übergangslos von einem politischen Lockdown in den Corona-Lockdown. Seit zwei Jahren schon reiht sich eine Krisensituation an die andere. Die Lockdowns lösten einander nicht ab, sondern liefen parallel – jedenfalls in den letzten drei Monaten. Darunter haben vor allem die Schüler*innen zu leiden.

Im Schuljahr 2019/2020 fand der Schulunterricht gerade einmal während dreieinhalb Monaten statt. Bei ausländischen und Kongregations-Schulen wurde digital weitergeholfen, aber bestimmt nicht bei staatlichen Schulen. Am 19. März 2020 rief Präsident Jovenel Moïse, der seit Januar 2020 ohne das Parlament, allein mit Dekreten, regiert, den Lockdown aus. Drei Fluggäste aus drei verschiedenen Ländern waren positiv auf Covid-19 getestet worden. Grenzen, Flughäfen, Industrie, Schulen, Geschäfte wurden geschlossen, die Bevölkerung dazu aufgerufen, zu Hause zu bleiben und die weltweit geltenden Hygieneregeln zu respektieren: Hände waschen, Mundschutz, Abstand von 1,5 Metern voneinander.

Abstandhalten geht nicht

Am 20. März lagen bereits die ersten Reaktionen der Bevölkerung vor. Ein Brief machte die Runde in den Radiostationen. Darin stand: «Wie können die haitianischen Väter und Mütter zu Hause bleiben? In den Häusern gibt es weder Wasser, noch Elektrizität, noch haben die Menschen etwas zu essen.» Der Supermarkt steht im Freien, wo Tausende von Menschen zusammenkommen, ohne jeden Abstand einzuhalten, und so geht es im ganzen Land. Auch während der letzten Monate gab es immer wieder Demonstrationen. Abstandhalten ist dabei nicht möglich. Die Haitianer*innen glauben dem Präsidenten sowieso nicht, dass die internationale Pandemie in Haiti angekommen sei. Er hat ja schon so viel erzählt und versprochen und alles war gelogen.

Ende März druckte das Gesundheitsministerium Flyer über Händewaschen, Abstandhalten, Maskentragen und darüber, dass man Gesicht, Nase und Mund nicht mit den Händen berühren solle. Ein haitianischer Dominikanerpater aus meinem Bekanntenkreis, Pater Frantz Grandoit, meinte lakonisch: «In Haiti haben wir drei Sorten von Corona und alle drei können einen tödlichen Verlauf nehmen: das eigentliche Coronavirus, den Corona-Hunger und die Corona-Unsicherheit. Welche der drei Corona am meisten Opfer einfordern wird, steht in den Sternen.»

Coronavirus: keine Hilfe im Spital

Das Coronavirus wütet vor allem in den Städten. Der Bruder eines Freundes von mir, der als Chauffeur bei den staatlichen Wasserwerken angestellt war, verstarb Mitte Mai in der Hauptstadt am Virus. Er hatte sich, wie viele andere, mit dem Virus infiziert. Als er – am letzten Tag seines Lebens – dringend einen Arzt aufsuchen wollte, versuchte er den ganzen Tag lang vergeblich, in den Spitälern Hilfe zu bekommen, und starb schliesslich ohne Behandlung.

Der Chef des Wasserwerkes hingegen deklarierte eine Woche später, dass er positiv getestet worden sei. Er hatte die Chance, in Quarantäne zu gehen. Wie dem Chauffeur ergeht es Polizist*innen, Mitarbeitenden der Radiostationen, Staatsangestellten und vielen weiteren. Eine Zwischenbilanz des Gesundheitsministeriums vom 5. Mai lautete nach anderthalb Monaten Corona: 1026 Coronavirus-Verdächtige, 100 Angesteckte und 11 Verstorbene. Wobei diese Zahlen nur für jene taugen, die den Zahlen der Regierung überhaupt noch Glauben schenken. Die WHO übermittelt folgende Zahlen für den Zeitraum vom 21. März bis 3. Juni: 2226 positiv Getestete und 45 Verstorbene. Auf dem Land, wo unsere Stiftung arbeitet, gibt es noch keine Corona-Toten. Der Höhepunkt der Infektionsrate soll zwischen dem 15. Juni und 15. Juli erreicht sein. Und je mehr sich das Land diesem Höhepunkt nähert, desto mehr beugt

sich die Mehrheit der Bevölkerung der Realität. Experten prognostizieren bis zu 20 000 Todesfälle, wenn nicht Mittel eingesetzt werden, um das Fortschreiten der Epidemie zu stoppen.

Corona-Hunger: Nahrungsmittel werden unerschwinglich

Die galoppierende Inflation, deren Rate bei ungefähr 25 Prozent steht, fördert den bereits grassierenden Hunger. Die Grundnahrungsmittel werden immer unerschwinglicher. Achtzig Prozent der Bevölkerung leben bereits in Armut. Zudem gibt es Gegenden im Land, die seit Beginn des Jahres wegen Dürre keine Ernten einbringen konnten. Tausende von Haitianer*innen, die in andere Länder ausgewandert sind, gehören dort wegen der Pandemie auch zu den Arbeitslosen und können ihre Familien in Haiti kaum mehr unterstützen. Hier können zumindest die von den Bauernorganisationen erarbeiteten und von der Stiftung finanzierten Projekte weiterhelfen: Im Nordwesten, der ärmsten Gegend des Landes, wurden 20 000 Franken für Saatgut und Kleintieraufzucht eingesetzt.

Corona-Unsicherheit: Kriminalität steigt nochmals massiv

Das Bandenwesen, das seit bald zehn Jahren von der Regierung aufgebaut wurde, zählt heute über hundert kriminelle Banden, die im Dienst der Regierung Störenfriede aus dem Weg schaffen. Täglich gibt es Tote. Daneben agieren auch selbsttätige Verbrecherbanden, die Autobusse überfallen, Privatautos und überhaupt alles stehlen und den einfachen Leuten deren wenigen Besitz wegreissen: Esswaren, Geld oder anderes, das zu irgendetwas brauchbar sein könnte. Es gibt auch immer wieder kleinere und grössere Massaker, wie zum Beispiel am 15. Juni: Eine fünfzigjährige Dichterin, die auch Direktorin einer Privatschule und Universitätsprofessorin ist, wurde zusammen mit ihrem Ehemann und ihrem Sohn zu Hause überfallen und niedergeschossen. Warum?

Der haitianische Soziologe und Universitätsprofessor Laënnec Hurbon zieht Bilanz: «Es zeigt sich, dass das Interesse des Präsidenten Jovenel Moïse am Kampf gegen Covid-19 sowie an der Entwicklung der Demokratie in Haiti auf niedrigstem Niveau liegt, während Trump und Bolsonaro, die Moïse unterstützen, sowie die OAS (Organisation amerikanischer Staaten) und die UNIBH (Büro der Vereinten Nationen in Haiti) in ihm weiterhin die richtige Wahl sehen. Der Präsident sei jene Person, die das Land aus der gesundheitlichen und politischen Krise führen könne, sagen sie. Es sind dies koloniale Praktiken, die jetzt in Frage gestellt werden sollten.»

(verfasst Mitte Juni 2020)

- Paula Iten, TheBe-Mitglied, war Sozialarbeiterin mit dem Schwerpunkt Gemeinwesenarbeit. In dieser Tätigkeit lebte sie 34 Jahre in Haiti. Heute ist sie pensioniert, ist aber als Präsidentin des von ihr gegründeten Hilfswerks «Hand in Hand: Stiftung für eine nachhaltige Entwicklung» nach wie vor für Haiti engagiert und bereist das Land regelmässig.

  piten44@yahoo.fr

- Die Stiftung «Hand in Hand» will einen Beitrag zur Nachhaltigkeit im Sinn von Gleichgewicht zwischen Ökologie, Wirtschaft und Sozialem in den Ländern des Südens, vorab in Haiti, leisten. Hilfe zur Selbsthilfe der Basisgruppen und ihrer Mitglieder ist dabei das übergeordnete Ziel. Zu diesem Zweck begleitet und unterstützt die Stiftung Projekte in den Bereichen: Umweltschutz; Rehabilitierung des Bodens; Aufforstung; Wasser; Aufwertung und Wiederverwertung der Ressourcen; Bildung; Mikro-Finanzen.
- Mehr zum Thema: *Erwägungen 1/2018, «Haiti und wir im Wandel»*. Zu finden unter thebe.ch/aktuell/erwaegungen

Irak
Wie in einem grossen Gefängnis

Christine Voss

Seit mehreren Jahren ist Christine Voss mit Menschen im Nahen Osten, vor allem im Irak, in Kontakt. Dabei erhält sie Informationen, die sonst kaum aus den durch Krieg, Aufstände und Repression abgeschotteten Gebieten ins Ausland dringen. Die Pandemie führt nun dazu, dass die Bevölkerung in eine noch grössere Isolation getrieben wird.

«Die Spitäler sind jetzt geschlossen», erzählt Said* am Telefon. Wie bitte? Das habe ich wohl falsch verstanden. Überall werden zurzeit doch die Kapazitäten ausgeweitet? «Ich meine es ernst», hält Said fest. «Es wäre viel zu gefährlich, jetzt in ein Spital zu gehen. Dort hat sich das Virus noch schneller ausgebreitet als im öffentlichen Raum.» Schliesslich gebe es weder Desinfektionsmittel noch Schutzmasken, auch in den Spitälern nicht. Der wirtschaftliche Zusammenbruch, der das Land seit dem durch die USA initiierten Krieg (2003) prägt, hat den Alltag der Bevölkerung in sämtlichen Bereichen erfasst.

Muslimisch-christlicher Dialog

Seit rund zehn Jahren bin ich regelmässig mit Said im Kontakt. Kennengelernt haben wir uns in Zürich, wo er als Flüchtling lebte und sich regelmässig an Projekten der örtlichen Pfarrei beteiligte. «Geht das für dich, du bist doch Muslim?», hatte ich ihn damals gefragt. «Warum denn nicht? Wir beten doch alle zum gleichen Gott», hatte er mir, etwas überrascht durch meine Frage, geantwortet.

Seither stehen wir in einem intensiven Austausch über unsere je verschiedene Religion – besser gesagt, über deren viele Gemeinsamkeiten. Mir selber öffneten diese Gespräche neue Horizonte, einen Blick in die arabische und islamische Welt, die mich seither fasziniert.

2011 reiste Said zurück in sein Heimatdorf im südlichen Irak. Er hätte in der Schweiz bleiben können, doch seine Familie war in Not – und für ihn als muslimischen Mann war es heilige Pflicht, den inzwischen alt gewordenen Eltern beizustehen. Ausserdem schienen sich die katastrophalen Folgen des Kriegs inzwischen abgeschwächt zu haben. Wir versprachen uns, dass unsere Beziehung auch über die rund 4000 Kilometer Distanz bestehen bleiben sollte.

Krieg und Aufstände

Wir konnten damals nicht wissen, dass Said, kaum zurückgekehrt, von den nächsten kriegerischen Auseinandersetzungen betroffen sein würde. 2014 eroberten die Milizen des sogenannten Islamischen Staats die grossen Städte im Norden des Irak und agierten im Süden versteckt mit Autobomben und anderen Anschlägen auf Zivilist*innen. In unzähligen Telefongesprächen erfuhr ich jeweils das Neuste über die unerträgliche Lebenssituation der Menschen im Land. Neue Flüchtlingswellen vom Norden in den Süden, Entführungen zu Lösegeldzwecken, kein Strom, defekte Wasser- und Abwasserleitungen, Ausbreitung von Cholera und Typhus – die Infrastruktur, die durch die vom Süden her nach Bagdad ziehenden US-Truppen 2003 zerstört worden war, ist von der Regierung bis heute nicht wieder aufgebaut worden.

Das Schlimmste für die Bevölkerung ist aber, dass es im Süden des Landes kaum noch Arbeit gibt. Handel, Industrie und Geschäftstätigkeiten liegen brach. Rund achtzig Prozent der Bevölkerung leben an oder unter der Armutsgrenze. In Saids Dorf, etwa zwanzig Kilometer entfernt von der einst blühenden Handelsstadt Nasiriya, hat niemand eine feste Arbeitsstelle. Die Männer reisen am Morgen in die Stadt und stellen sich an einem vorgegebenen Ort auf dem Marktplatz auf. Dort warten sie darauf, dass einer der wenigen Unternehmer oder Reichen des Ortes sie für ein paar Stunden als Taglöhner anstellt. Biblische Bilder werden jeweils in mir wach, wenn Said davon erzählt ...

Es war vorauszusehen, dass die prekären Lebensumstände, verbunden mit immer stärker werdender politischer Repression, das Fass zum Überlaufen bringen würden. Im Oktober 2019 entlud sich der Zorn der Bevölkerung in unaufhaltsamen Demonstrationen und Protesten. Obwohl das Militär mit Gewalt und scharfer Munition reagierte, liessen sich die Menschen, vor allem die jungen Männer, nicht mehr bremsen: Nicht einmal den Tod fürchteten sie noch angesichts ihrer verzweifelten

Lage, erzählt Said. Bis in sein Dorf waren die Schüsse aus Nasiriya zu hören und die Dorfbevölkerung getraute sich, aus Angst vor fehlgeleiteten Kugeln, nicht mehr auf die Strasse.

Corona als «Rettung»

«Nun feiert die Regierung den Ausbruch der Pandemie als Rettung vor den Aufständischen», erzählt Said. «Im staatlich kontrollierten Fernsehen wird sogar täglich ein sogenanntes Corona-Loblied abgespielt.» Endlich hat die Regierung ein taugliches Werkzeug in der Hand, um die Proteste definitiv zu stoppen: Ausgangssperren, durch das Militär blockierte Strassen um die Städte und Dörfer herum und gnadenlose Verhaftung jeder Person, die sich – ausser für einen schnellen Einkauf – noch im Freien aufhält. «Wir leben wie in einem grossen Gefängnis», sagt Said.

Inzwischen sterben die Menschen zu Hause. Nicht nur an Corona, sondern auch an Blutvergiftung, Herzinfarkt oder Komplikationen bei einer Geburt. Zahlen über Infektionen und Todesfälle durch Corona gibt es nicht. Das ist die logische Konsequenz davon, dass es auch keine Tests gibt – ausser im rund 400 Kilometer entfernten Bagdad. Corona-Hotspot Nummer eins sei zurzeit Nasiriya, erzählt Said. Man vermute, dass dort täglich fünf bis zehn Menschen an den Folgen der Pandemie sterben. Der Regierung sei das egal, es werde nichts für die Bevölkerung getan. «Die interessieren sich doch seit Jahren sowieso nur für sich selber», stellt Said bitter fest.

Noch schlimmer sei aber, dass in den isolierten Dörfern langsam die Lebensmittel knapp würden. Die Lieferungen aus der Stadt funktionierten nicht mehr und der ganze Südirak, der bisher massgeblich aus dem nahegelegenen Iran versorgt wurde, leide unter der hermetisch abgeschlossenen Grenze. «Manchmal leben wir tagelang nur noch von Wasser und Fladenbrot, das wir aus dem zum Glück noch vorhandenen Mehl selber backen.»

Umfassendes Wasserproblem

Eine weitere existenzielle Angst ist für die Dorfbevölkerung das fehlende Wasser. Seit der Invasion durch die USA, die von Zerstörungen der Infrastruktur begleitet war, sind die Wasserleitungen defekt und nur die Zuleitungen zu den grossen Städten und den Villen der Reichen wurden bisher repariert. Doch die Dorfbevölkerung ist in Selbsthilfe geübt: In der Dunkelheit der Nacht gruben die Bewohner*innen einen schmalen Tunnel zur Wasserleitung eines naheliegenden Militärstützpunktes und zapften diese an. Ein dünnes Verbindungsrohr wurde inzwischen bis zum Dorfeingang verlegt.

In der früh einbrechenden Dunkelheit des Abends bewegen sich – der Ausgangssperre zum Trotz – Karawanen von Menschen mit Eimern und Kanistern an die Wasserstelle, um sich mit dem dringend benötigten Nass zu versorgen. «Schau, bei uns fliesst der Cappuccino schon fertig aus der Leitung», schreibt mir Said mit dem ihm eigenen Galgenhumor – und schickt per WhatsApp das Foto einer bräunlichen Brühe, die aus dem provisorisch montierten Wasserhahn tröpfelt. Stundenlang trägt Said seine Wasserkübel hin und her: Er muss damit elf Personen versorgen, die zur Grossfamilie gehören, und das bei Tagestemperaturen von zurzeit 48 Grad.

«Ich habe Angst vor dem, was noch auf uns zukommt», sagt Said. Es gebe weder finanzielle Unterstützung noch Lebensmittelhilfe für die Menschen, die durch die Pandemie in Not geraten sind – noch mehr, als sie es vorher schon waren. «Ich habe keine Arbeit, keinen Lohn, wir haben bald nichts mehr zu essen und meine drei Kinder können nicht zur Schule gehen.» Diese wurde bereits im letzten Herbst wegen der Aufstände geschlossen. Ich höre die versteckten Tränen in Saids Stimme: «Werden meine Kinder wohl je eine Zukunft in diesem Land haben?»

(verfasst Ende Juni 2020)

* Name geändert. Wegen der allgegenwärtigen Repression, die bei kritischen Äusserungen gegen die Regierung, selbst im Ausland, zur Verhaftung führen kann, möchte die zitierte Kontaktperson ihren Namen nicht veröffentlicht sehen.

Christine Voss, TheBe-Mitglied, ist Journalistin und arbeitete viele Jahre als Redaktorin bei christlich oder kirchlich ausgerichteten Zeitungen, seit 2011 vor allem freischaffend. Religiöse und soziale Fragen sind ihr Schwerpunkt. Seit sie Verbindungen in den arabischen Raum pflegt, besuchte sie verschiedentlich südarabische und nahöstliche Länder, in den letzten Jahren auch die Flüchtlingslager für syrische Flüchtlinge im Libanon.

christine.voss@bluewin.ch

Äthiopien Heuschrecken, Armut und sexueller Missbrauch

Eveline Gutzwiller und Daniel Naizghi

Als IKRK-Delegierte arbeitete Eveline Gutzwiller in den Jahren 2001/2002 in Äthiopien. Bis heute hat sie den Kontakt mit ihren ehemaligen einheimischen Kollegen wachgehalten. Sie erzählen, dass nicht einfach die Coronakrise, sondern ein ganzes Bündel von Problemen das Leben im Land schwierig mache.

Obwohl meine Zeit in Äthiopien lange zurückliegt, fiel mir während der Coronakrise und der Berichterstattung darüber in den Schweizer Medien ein häufig genannter Name auf: Tedros Adhanom Ghebreyesus, der WHO-Generaldirektor. Dem Namen nach muss das ein Äthiopier sein, dachte ich mir. Erst allmählich realisierte ich, dass das genau jener Mann ist, der damals, vor bald zwanzig Jahren, Gesundheitsverantwortlicher der Region Tigray, im christlichen Norden Äthiopiens, war. Zu jener Zeit war ich als IKRK-Delegierte wegen des internationalen Grenzkonflikts zwischen Äthiopien und Eritrea in der Region Tigray im Einsatz. Tedros Adhanom Ghebreyesus wurde danach Gesundheits- und später Aussenminister von Äthiopien.

Ein Krisenland bis heute

1984/1985 wurde Äthiopien der Welt vor allem wegen der grossen Dürre im Land bekannt. Die Bilder von verhungernden Menschen prägen für viele bis heute die Vorstellung von Äthiopien. Von 1974 bis 1991 kämpften äthiopische und eritreische Landsleute gemeinsam gegen das äthiopische Derg-Regime. Doch wenig später bekämpften sich die gleichen Menschen im Norden im blutigen Grenzkonflikt zwischen Äthiopien und Eritrea – auf beiden Seiten orthodoxe Christ*innen mit derselben Muttersprache Tigrinya. Es ging dabei um den genauen Grenzverlauf. Und dies, obwohl die Unabhängigkeit Eritreas 1993 ein friedlich verlaufender Prozess gewesen war.

Im Jahr 2000 kam es zu einem fragilen Waffenstillstand, wenig später legte dann eine internationale Grenzkommission die genauen Grenzen fest, wobei Äthiopien sich benachteiligt fühlte und den Vertrag nicht ratifizierte. So blieb die Grenze zwischen den beiden Ländern weiterhin geschlossen und es gab keinen Kontakt mehr zwischen getrennten Familien. Viele Menschen wurden und werden noch heute aufgrund des Krieges vermisst.

Hoffnung auf Frieden?

Die Geschicke des Landes habe ich bis heute verfolgt – und dabei blieb ich auch in Kontakt mit Daniel Naizghi. Daniel arbeitete damals als junger, sehr engagierter Freiwilliger für das lokale Äthiopische Rote Kreuz in Mek'ele, der Hauptstadt der Region Tigray. Er sichtete und sortierte unzählige Rotkreuz-Nachrichten, welche wir von internen Flüchtlingen erhalten hatten, und stellte sie per Fahrrad den verzweifelten Familien in der Stadt und Umgebung zu. Diese suchten nicht nur ihre intern vertriebenen Angehörigen, sondern auch gefangen genommene Soldat*innen und über die Grenze verschleppte Zivilist*innen. Daniel Naizghi und ich haben Hand in Hand gearbeitet bei der Suche nach den Vermissten in der Grenzregion. Er brachte mir die wichtigsten Brocken Tigrinya bei.

Erst zwanzig Jahre später, 2018, unterzeichnete der neu gewählte Regierungschef Abiy Ahmed das Friedensabkommen mit Eritrea. Er ist der erste Regierungschef aus der grössten Volksgruppe des Vielvölkerstaates Äthiopien, der Oromos, die immer wieder unterdrückt und verfolgt wurden. Vorher stammten die Regierungschefs immer aus dem christlichen Norden. Die Grenze zwischen den beiden Ländern wurde endlich wieder geöffnet, und Abiy Ahmed erhielt für seine Friedensbemühungen 2019 den Friedensnobelpreis. Doch inzwischen ist dieser Erfolg schon wieder in Frage gestellt.

Systemimmanente Probleme

Die häufige Namensnennung des äthiopischstämmigen WHO-Generaldirektors im Rahmen der Coronapandemie hat mich aufgerüttelt und mich fragen lassen: Wie wirkt sich denn diese Krise in seinem Heimatland und überhaupt auf dem Kontinent Afrika aus? Ich suchte wieder den Kontakt zu meinem jungen Kollegen von damals, zu Daniel Naizghi. Er engagiert sich weiterhin dafür, vermisste Personen wiederzufinden, auch nachdem das IKRK seine Arbeit in der Region Tigray beendet hat. Er hat

dafür eine eigene kleine NGO, «Ethio Tracing Missing Persons», gegründet. Für seine Arbeit erhält er Spenden aus Äthiopien und dem Ausland. Nun aber droht ihm das Geld auszugehen aufgrund der aktuellen Situation.

Drei Fragen beschäftigen Daniel Naizghi ganz besonders: der sexuelle Missbrauch von Kindern, die ökonomischen Auswirkungen des Lockdowns und die erwartete Heuschreckenplage. Dem engagierten jungen Mann ist klar: Corona in Äthiopien ist nicht der eigentliche Motor der prekären Lage, sondern nur ein zusätzlich erschwerender Faktor. Der Vielvölkerstaat Äthiopien leidet vor allem unter systemimmanenten Problemen: einer politisch ständig instabilen Lage, dem Klimawandel mit immer wiederkehrenden Dürrezeiten und der generellen Armut.

Der sexuelle Missbrauch von Kindern habe während des Lockdowns in Äthiopien und Eritrea massiv zugenommen, stellt Daniel Naizghi fest. Es sind Hunderte vor allem kleinerer Kinder betroffen. Das Problem hat verschiedene Aspekte: Einerseits führt die rasante Verstädterung zu einer Verslumung, zu grosser Armut und Kinderprostitution. Andererseits ist die Genitalverstümmelung bei Mädchen in Äthiopien immer noch eine weit verbreitete Praxis, vor allem auf dem Land, unabhängig von ethnischer und religiöser Zugehörigkeit. Die Wahrnehmung dieses Problems stehe noch ganz am Anfang, sagt Daniel, genauso wie die Gesetzgebung.

Die Menschen helfen sich gegenseitig

Die ökonomischen Auswirkungen des Lockdowns auf das gesamte Wirtschaftsleben sind gross. Die Regierung und lokale Unternehmen engagieren sich, um den Bedürftigsten zu helfen. Aber viele Unternehmen sind vom Lockdown betroffen und können ihre Angestellten nicht mehr bezahlen. Menschen mit besserem Einkommen, einschliesslich Äthiopier*innen in der Diaspora, kaufen Lebensmittel und Öl zum Kochen für die Armen und die Alten. Aber niemand kann sicher sein, ob die Unterstützung lange genug anhält, denn die Pandemie beginnt gerade erst.

Die Regierung hat den in der Verwaltung angestellten schwangeren und stillenden Frauen erlaubt, zu Hause zu bleiben, und zahlt deren Löhne weiter. Die Bevölkerung hofft aber auf Lockerungen, denn die Menschen wollen lieber arbeiten und an der Krankheit sterben, als vor Hunger zu sterben, wenn sie zu Hause blieben. Es ist eine arme Gegend hier am Horn von Afrika. Es gelten die Regeln des Social Distancing und des Tragens von Masken. Aber das Problem ist, dass die Menschen nicht zu Hause bleiben können, weil sie mehrheitlich arbeiten.

«So geht es auch mir selber», erzählt Daniel Naizghi. «Meine persönliche Situation ist prekär. Ich bin in grosser Sorge um meine Frau und unseren zwanzig Monate alten Sohn, denn ich bin der Ernährer meiner Familie. Neben meiner Freiwilligenarbeit im vorher erwähnten Hilfswerk habe ich ein kleines Bauunternehmen gegründet. Ich konnte es bisher erfolgreich steuern. Doch nun weiss niemand, wie es weitergeht.»

Zerstörung der Ernte durch Heuschrecken

Wie wenn das noch nicht genug wäre, kommt nun auch noch die Heuschreckenplage hinzu, die zurzeit ganz Ostafrika in Bann hält. Die Heuschrecken werden auf ihrem Weg zum Horn von Afrika nächstens durch Äthiopien ziehen. Die immer wieder auftretende Invasion ist dieses Jahr besonders begünstigt durch spezielle Wetterphänomene, unter anderem im Jemen, und durch den dortigen Krieg, der es unmöglich gemacht hat, die Plage bereits an ihren Ursprüngen zu bekämpfen. Die Medien erstellen zwar Vorhersagen über die Bewegung der Heuschrecken, damit man sich vorbereiten kann. Das nützt aber nicht viel, denn überall, wo die Heuschrecken durch afrikanische Gebiete ziehen, hinterlassen sie totale Zerstörung.

«Ich bedauere es sehr», sagt Daniel Naizghi, «dass in all diesen Problemen von der Kirche her keine ausreichende Hilfe kommt. Die äthiopisch-orthodoxe Kirche ist zwar durch ihren Fernsehsender EOTV präsent, aber sonst spüren wir nicht viel von ihr.»

(verfasst Mitte Juni 2020)

- Eveline Gutzwiller, TheBe-Mitglied, ist Theologin, liess sich aber nach ihrer ersten Seelsorgestelle in Bern zur IKRK-Delegierten ausbilden. Sie arbeitete mehrere Jahre für das IKRK in Äthiopien, im Irak und in Angola. Nach langjähriger Tätigkeit als Klinikseelsorgerin arbeitet sie seit diesem Sommer in den beiden Stadtpfarreien von Thun.

  evgu@pe-gu.ch

- Daniel Naizghi lebt in der Region Tigray in Äthiopien. Er führt ein kleines Baugeschäft und ist Gründer der NGO Ethio Tracing Mission Persons, die nach vermissten Personen aus den Grenzkriegen mit Eritrea sucht. Dafür arbeitet er mit dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes IKRK zusammen.
- Das Gespräch mit ihm wurde von Peter Zürn per WhatsApp geführt, aus dem Englischen übersetzt und für diesen Artikel zusammengestellt.

El Salvador Corona als Spiegel der Gesellschaft

Andreas Hugentobler

Seit sechs Jahren lebt und arbeitet der Theologe Andreas Hugentobler mit seiner Familie in El Salvador. Er koordiniert ein Netzwerk für Basisgemeinden und hat erlebt, wie das Coronavirus nun auch in diesem verarmten Land angekommen ist. Aber auch, dass dort die Angst vor Hunger mindestens so gross ist wie die Angst vor dem Virus.

Als Mitte März in El Salvador zur Bekämpfung der Coronapandemie die Ausgangssperre verhängt wurde, ahnten nur wenige, wie sehr dieses Virus tiefgehende soziale Widersprüche zutage treten lassen würde. Seither sind über drei Monate vergangen.

Die Ausgangssperre wurde bis zum 14. Juni militärisch durchgesetzt, auf Verordnung des Präsidenten. Um den Kampf gegen «die Mörder des Volkes» zu gewinnen, macht er seither Hetze gegen Parlament und Justiz, die beide wegen Korruptionsskandalen ohnehin in schlechtem Ruf stehen. In dieser Manier hat er sich bislang auch erfolgreich gegen drei verbindliche Weisungen des Obersten Gerichts hinweggesetzt. Die Gesundheit des Volkes sei oberste Priorität und deshalb müssten sich alle anderen Rechte und Instanzen diesem obersten Gut unterordnen. Und meistens fügt er dann noch hinzu, dass er als Präsident dafür sorgen werde, dass sich – mit Gottes Hilfe – niemand zwischen ihn und sein Volk stellen werde. Nayib Bukele, der präsidiale Superheld oder der Millennial-Diktator?

Immense soziale Unterschiede

Ziel des jungen, ambitionierten Populisten ist es, mit seiner Minipartei die Wahlen im März 2021 zu gewinnen und durch seine Notstandsverordnungen die öffentlichen Beschaffungsgesetze zu umgehen. Die Coronabekämpfung dient ihm in erster Linie als Mittel für den Wahlkampf. Somit ist die Coronakrise vor allem eine politische Frage in El Salvador, dem kleinsten zentralamerikanischen Land. Es ist etwa halb so gross wie die Schweiz und mit über sechs Millionen Einwohner*innen äusserst dicht besiedelt. Rund sechzig Prozent der Bevölkerung leben vom informellen Sektor und müssen seit Mitte März auf ihr Einkommen verzichten. Auch die Geldsendungen von Verwandten aus den USA – sie machen dreissig Prozent des Bruttoinlandprodukts aus – sind seit Ausbruch der Krise stark zurückgegangen. Am anderen Ende der sozialen Skala leben in El Salvador fünf der zehn reichsten Milliardäre Zentralamerikas. Rund achtzig Prozent des investierten Kapitals gehörten zwei Prozent der Bevölkerung. Für diese kostet es nichts, zu Hause zu bleiben.

Viele der aktuell grössten Alltagsprobleme haben ihre Ursprünge in der sozialen Ungleichheit: Bandengewalt, strukturelle Armut, Repression gegen Volkswiderstände, Wasserprivatisierung, Abholzung, Verwüstung des für die Landwirtschaft bedeutsamen Küstenstreifens.

Seit Ausbruch von Corona sprechen wir von mindestens drei Krisen: Pandemie, Hunger und politischer Autoritarismus. Dazu wird nun zunehmend eine vierte Krise sichtbar: die hervorgerufene Spaltung der Bevölkerung. Diese verläuft nicht nach Kriterien sozialer Schichtung, sondern ist doktrineller Art und zeigt sich besonders in den virtuellen Medien: Wer beispielsweise auf Facebook den Missbrauch in der Verteilung von Hilfsgütern als Wahlkampf der Regierungspartei entlarvt, wird sofort von Dutzenden virtueller und humaner Trolls in aller Schärfe attackiert und als Mörder hingestellt. Es ist eine virtuelle Art von Kriegsführung, nach dem Muster der präsidialen Attacken gegen Andersdenkende.

Ideologische Spaltung der Bevölkerung

Diese ideologische Spaltung durchzieht selbst die historisch gewachsene Romero-Bewegung, wo es plötzlich nicht mehr ohne Weiteres möglich ist, eine kritische Realitätsanalyse («Sehen») zu machen, da es selbst in unseren Kreisen Tendenzen gibt, Bischof Romero als Schutzherrn für den messianischen Präsidenten zu benutzen und Andersdenkende anzugreifen. Ganz im Gegensatz dazu steht Romeros ständiges Insistieren auf Dialogbereitschaft: «Brüder [und Schwestern], Dialog heisst nicht die eigenen Ansichten verteidigen. Dialog ist Armut: arm in Begegnung mit andern treten und zwischen zwei Wahrheiten Lösungen finden. Wenn beide Seiten eines Konflikts einzig ihre Positionen verteidigen,

werden sie gleich austreten, wie sie in den Dialog eingetreten sind.» (Bischof Romero, Predigt vom 20. November 1977)

Von Corona lernen?

Anhand dieser verschiedenen Coronakrisen werden einzelne Zusammenhänge eines viel grundlegenderen Problems sichtbar: Die Pandemie selber ist einzig der Spiegel einer an sich kranken Gesellschaft und führt dies nun in aller Klarheit vor Augen.

Wenn wir Krankheit in einer ganzheitlichen Sichtweise, als «gestörtes Gleichgewicht der Einheit von Körper und Seele» (Hildegard von Bingen) verstehen, ist es hilfreich, uns erst dem gesellschaftlichen Ungleichgewicht zuzuwenden, um später geeignete Lösungen zu finden. Als soziale Diagnose hat Leonardo Boff Covid-19 jüngst als «die vielleicht letzte grosse Chance» bezeichnet, «um etwas Grundlegendes im Verhältnis Mensch – Biosystem Erde zu verändern».[1] Während etwa in Europa ganze Staatssysteme Milliarden in den Wiederaufbau investieren können, ist das zum einen ein überzeugendes Argument für einen starken Staat – andererseits kann es aber auch zu reiner Symptombehandlung des kranken Körpers verkommen, wenn nicht gleichzeitig grundlegende Neuausrichtungen erfolgen. Die Tendenzen eines Zurück zur alten Normalität ist in diesem Sinn eine trügerische Wohlstandsverblendung, die aus einer globalen, sozialethischen Perspektive nur mit viel Zynismus gerechtfertigt werden kann.

Ganzheitlicher Wandel

In Lateinamerika hingegen wird einmal mehr eine andere Sichtweise auf diese globale Problematik deutlich: Wo keine Milliarden zur Symptombekämpfung hergezaubert werden können, erscheint die Abgründigkeit unserer globalen Klassengesellschaft in voller Schärfe. Nicht nur die Inexistenz von sozialstaatlichen Systemen, auch das Fehlen von Ausgleichsflächen und Wäldern als Virendämmer, die Zerstörung indigener und kleinbäuerlicher Strukturen und Lebenszyklen und die völlig entfremdeten, übersiedelten Grossstädte weisen keine Widerstandsfähigkeit (Resilienz) für Pandemien wie Corona auf. Juan José Tamayo spricht in Andeutung auf die todbringenden Folgen des aktuellen Neoliberalismus vom *Nekroliberalismus*.[2]

Und genau diese Diagnose kann nach Boff helfen, den zerstörerischen Anthropozentrismus in einen rettenden *Biozentrismus* zu wandeln, in dem sich die Menschheit endlich als *ein Wesen unter vielen* in die Dynamik der Biodiversität des Lebens einfügt (eine zentrale Kategorie der Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus sowie der Amazonas-Synode).

Die biozentrische Wende ist aus Sicht des Globalen Südens die mit Abstand wichtigste soziale und ökologische Bewegung dieses Jahrhunderts, weil sie die zentrale Zukunftsfrage für die Menschheit auf dem Planeten Erde stellt. Klar, privilegierte Regionen werden sich noch einige Jahrzehnte vor den schlimmsten Folgen der Zerstörung der für die Menschheit überlebenswichtigen, natürlichen Lebensgrundlagen schützen können, doch in vielen Ländern ist die Krise längst vor Corona ausgebrochen, und einzig in Anerkennung dieser globalen Krise kann von dort her Veränderung geschehen.[3]

Lokale Lebenszyklen

Covid-19 hat seinen Ursprung in den Zentren des globalisierten Kapitalismus. Seine Ausbreitung erfolgte ziemlich linear zu den Kapitalflüssen unseres gegenwärtigen Wirtschaftssystems: von Wuhan/Ostasien über Europa nach Nordamerika/Lateinamerika und von dort aus weiter. Dies allein ist eigentlich schon Ausweis genug, dass die Alternative in einer entgegengesetzten Bewegung zu erfolgen hat: in der Stärkung lokaler Lebenszyklen, der Resilienz von unten, einer alternativen *Glokalisierung* (Barbara Seibert). Dazu können die letzten drei Monate elementarisierter Lebensabläufe auf kleinstem Raum viel beitragen.

Auch unsere Basisgemeindearbeit im Süden der Hauptstadt San Salvador hat sich in diesen vier Monaten grundlegend verändert. In einer Anfangsphase waren wir damit beschäftigt, die von der Ausgangssperre Meistbetroffenen mit Lebensmittelrationen zu unterstützen. Das waren vor allem Senior*innen, besonders kinderreiche Familien und alleinerziehende Mütter. Und genau diese Aktion machte eine weitere zivilisatorische Krankheit in unserem Land sichtbar: Wo es Boden und etwas Wasser gibt, ist es möglich, Nahrung selber anzubauen. Doch die Praxis und das Wissen einer nachhaltigen, familiären Landwirtschaft sind nach über vier Jahrzehnten industrieller Agrarwirtschaft in El Salvador praktisch verschwunden. Eine Bewegung zurück zu traditionellem Wissen täte not. Selbst unter der Ausgangssperre schafften wir es, in allen acht Basisgemeinden Workshops zur Produktion «effektiver Mikroorganismen» durchzuführen, als Grundlage für die lokale Produktion von Biodünger und weiterer Zusatzstoffe für die lokale Gemüse- und Getreideproduktion.

Entwicklung in die eigene Hand nehmen

Ein weiterer, elementarer Grundstein zur Stärkung lokaler Lebenszyklen ist die Basisorganisation vor Ort. Wir arbeiten mit dem Modell der «kirchlichen Basisgemeinden», die sich sowohl als kirchliche wie auch soziale Organisationsform verstehen. In der Aktualität sind Basisgemeinden eher hybride Lebens- und Beziehungsformen, die eine grosse spirituelle, soziale und politische Vielfalt in sich widerspiegeln. Verbindendes Element ist das Beziehungsnetz mit einer Dialogkultur unterschiedlicher Akteure vor Ort, die in autonomer Weise ihre Entwicklung in die eigene Hand nehmen. Bei einer beinahe totalen Abwesenheit öffentlicher Institutionen, besteht der Kern einer solchen Basisorganisation in der Suche nach Lösungsansätzen unter Armutsbetroffenen, quasi «von innen her». So sahen wir in den letzten drei Monaten, wie Jugendliche Sanitätskontrollen beim Dorfeingang erstellten, die Lebensmittelabgaben an jene Menschen verteilten, die bislang auf jegliches Einkommen verzichten mussten, und noch viel weiteres. Nach den Wirbelstürmen, die im Mai über El Salvador fegten, haben dieselben lokalen Teams eigenständig sieben Notunterkünfte für insgesamt 300 Personen errichtet und während über zehn Tagen betrieben, sich gegenseitig mit Lebensmitteln, Kleidersammlungen und Medikamenten unterstützt.

Und eine dritte, entscheidende Dimension in der Gestaltung lokaler Lebenszyklen ist eine Spiritualität der Verwurzelung, des Geschichtsbewusstseins, der Veränderung von unten her, des Selbstwerts, der Seligpreisungen, eines Gottes der vielfach Armgemachten und Bedrängten – schön ausgedrückt im Schlusslied der salvadorianischen Volksmesse: «Wenn Arme beginnen, an andere Arme zu glauben, dann können wir das Lied der Freiheit anstimmen, dann entsteht Geschwisterlichkeit.»

(verfasst Ende Juni 2020)

○ Andreas Hugentobler ist seit seiner Rückkehr aus seinem Studienjahr in San Salvador (2015–2016) TheBe-Mitglied. Eine entscheidende Wende waren für ihn das Erleben der harten Realität in den verarmten Vororten der Grossstadt San Salvador, eindrückliche Zeugnisse über Erzbischof Óscar Romero und die Erkenntnis, dass Armut und Gewalt Folgen eines unterdrückerischen, aber sich fortschrittlich zeigenden Kapitalismus sind.

Seit sechs Jahren arbeitet Andreas Hugentobler in der Basisorganisation ACOBAMOR in El Salvador. Diese vernetzt kirchliche Basisgruppen miteinander, die verstreut in den Kaffeeplantagen südlich der Hauptstadt liegen. Die Selbsthilfe der Plantagenarbeiter*innen zu unterstützen, ist ein zentrales Element der Arbeit.

andreashugentobler@yahoo.de
WhatsApp: +503 7051 1846
ecosdelpulgarcito.wordpress.com

○ Die Basisorganisation ACOBAMOR ist auf der Suche nach interessierten Partnergemeinden in der Schweiz, die sich im Sinn einer Stärkung lokaler Lebenszyklen gerne auf einen gegenseitigen Austausch einlassen möchten. Youtube: ACOBAMOR

1 Leonardo Boff: *Qué puede venir después del coronavirus*? Columna semanal del 28.04.2020. servicioskoinonia.org/boff/articulo.php?num=981.

2 Juan José Tamayo: *Para vivir místicamente hoy hay que ponerse al lado de las víctimas que generan los sistemas de dominación*. El blog de Juan José Tamayo del 18.06.2020. religiondigital.org/el_blog_de_juan_jose_tamayo/mistica-abiertos-solidario-politicamente-II_7_2242045788.html.

3 Ignacio Ellacuría, der 1989 ermordete Rektor der Zentralamerikanischen Universität in El Salvador, legte in seiner politischen Theologie den Akzent auf die «Zivilisation der Armut», sowohl in der Dimension der prophetischen Anklage der Strukturen der Ungerechtigkeit (des Bösen), wie auch der utopisch-messianischen Neugestaltung. Vgl. Ignacio Ellacuría: *Conversión de la Iglesia al Reino de Dios para anunciarlo y realizarlo en la historia*. Santander 1984.

Aus der Redaktion

Abschied und Begrüssung

Im Sommer 2014 hat Peter Zürn mit einem biblischen Thema – wohl typisch für ihn – die Redaktion unserer kleinen Zeitschrift *Erwägungen* übernommen. Er hat diese in den letzten Jahren thematisch und inhaltlich geprägt und dabei über den Tellerrand hinaus geschaut. Mit Engagement, Fachkompetenz und einer breiten Vernetzung hat er in den *Erwägungen* ein breites Spektrum von Themen aufgegriffen. Lieber Peter – ganz herzlichen Dank! Wir werden Peter Zürn, der gleichzeitig auch aus dem Vorstand zurücktritt, bei der Jahresversammlung gebührend verabschieden.

Mit den *Erwägungen* 2/2020 übernimmt Christine Voss, ein langjähriges TheBe-Mitglied, die Redaktion. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit dir – herzlich willkommen!

○ Für den Vorstand:
Erwin Troxler

In den 14 Ausgaben der *Erwägungen*, für die ich verantwortlich war, haben sich mir Welten erschlossen. Dafür bin ich unendlich dankbar. Es gab naheliegende Erfahrungswelten, die der Roma in der Schweiz (3/2017), die der Caritas (1/2019) oder von Justitia & Pax (2/2015). Und es gab, entsprechend der weltweiten Ausrichtung der TheBe, fernere Erfahrungswelten, die mir und den Leser*innen durch die *Erwägungen* nahe nahegekommen sind: Haiti (1/2018), Südafrika (2/2017), die Brüche beim Aufbrechen und Heimkehren von einem Auslandeinsatz (1/2015), die Erfahrungen mit der Heiligsprechung Óscar Romeros in Südamerika (2/2019).

Es ist gelungen, Mitglieder der TheBe zu Wort kommen und ihre Erfahrungen und Reflexionen einbringen zu lassen. Auch dafür sei Dank. Die *Erwägungen* haben aktuelle Projekte der TheBe und ihres Umfeldes begleitet (Forum zur Zukunft von Justitia & Pax, Erfahrungen mit dem Katakombenpakt 1/2016, Óscar Romero 2/2019 und 1/2020). So sind die *Erwägungen* ein Teil der Bewegung für Solidarität und Befreiung. Diese Verbindung wird jeweils gestärkt durch die Berichte aus den Arbeitsgruppen. Als Teil der theologischen Dimension der Bewegung kam auch ihre poetische und liturgische Dimension ins Wort (Schöpfungsspiritualität 2/2016 und Heiligsprechung Romeros 1/2019). Reich beschenkt gebe ich meine Verantwortung weiter.

○ Peter Zürn

Zuerst habe ich etwas gezögert, als die Anfrage der TheBe kam, ob ich die Redaktion der *Erwägungen* übernehmen könne. Dann habe ich gerne zugesagt, denn trotz meiner schon vollen Agenda sehe ich diese Aufgabe als spannende Herausforderung in einem spannenden Umfeld.

In die TheBe bin ich vor vielen Jahren eher zufällig «hineingerutscht», weil ich mich in einer Arbeitsgruppe engagierte (Kairos Europa), die es zwar inzwischen nicht mehr gibt, die damals aber der TheBe angegliedert war. Die *Neuen Wege* hingegen lese ich schon viel länger und schätze ihren engagierten theologisch-sozialen Zugang zu wichtigen Themen unserer Zeit. Nun werde ich also dafür zuständig sein, dass die *Erwägungen*, die sozusagen die Mitgliederzeitschrift der TheBe sind, weiterhin zweimal im Jahr innerhalb der *Neuen Wege* erscheinen werden. In meiner Aufgabe als Redaktorin sehe ich damit die Chance, gleich zwei Bewegungen, mit denen ich mich verbunden fühle, zu stärken und zu fördern – so hoffe ich es jedenfalls.

Als ehemalige Redaktorin von christlich oder kirchlich geprägten Zeitungen fühle ich mich jetzt auch ein wenig so, als sei ich zu meinen Wurzeln zurückgekehrt. Religiöse und soziale Themen waren für mich schon immer ein Schwerpunkt. Dabei war es für mich immer auch wichtig, meine Themen möglichst im Alltag zu suchen und von der Basis her, «von unten», anzuschauen. Ich wünsche mir, dass sich unsere Leserinnen und Leser von dieser Sichtweise inspirieren und bewegen lassen – und freue mich auf meine Arbeit!

○ Christine Voss

Aus dem Vorstand

Der Vorstand hat sich neben den alltäglichen Geschäften vor allem mit der Nachfolge in der Redaktion der *Erwägungen* und der Folgen der Coronakrise für die Jahresversammlung beschäftigt. Für die Nachfolge in der Redaktion und für die Verschiebung der Jahresversammlung konnten wir Lösungen finden.

Die Jahresversammlung wird neu am 5. September 2020 in Zürich stattfinden (siehe unten). Gemäss Tradition am gleichen Tag wie die Jahresversammlungen der Religiös-Sozialistischen Vereinigung der Deutschschweiz RESOS und der Vereinigung der Freundinnen und Freunde der *Neuen Wege*. Die Unterlagen werden verschickt und sind auf der Website vorhanden. Das geplante Rahmenprogramm der Jahresversammlung vom Juni mit dem Institut für Theologie und Politik ITP in Münster wird auf das kommende Jahr verschoben.

Jahresversammlungen

8.45–9.15 Uhr: Eintreffen und Kaffee

9.15–10.45 Uhr: Vereinigung der Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

11.00–12.00 Uhr: Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung

12.15–13.15 Uhr: Religiös-Sozialistische Vereinigung der Deutschschweiz

14.30–16.00 Uhr: Vernissage *Neue Wege* 9.20: Wirtschaft ist Care, zusammen mit der Frauen*synode

● Samstag, 5. September, Kirchgemeindehaus Offener St. Jakob, Stauffacherstrasse 8/10, Zürich

○ thebe.ch

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppen Wärchtigs-ChrischtInne

Pandemie. Im zweiten Halbjahr 2020 ist die ganze Welt mit der Verarbeitung der Coronapandemie beschäftigt. Buchstäblich jeder einzelne Schritt muss gemessen werden, um die Zwei-Meter-Regel einzuhalten. Auch die WärchtigsChrischtInne haben sich an die Regeln gehalten und ihre Zusammenkünfte auf schriftlichem Weg durchgeführt. Ein erstes Reihumgespräch ist gelungen, beim zweiten Versuch haperte es organisatorisch. Inhaltlich aber haben wir den Konsens leicht erreicht. Eine Reflexion *post coronam* drängte sich förmlich auf: Wird die Welt aus dieser Krise erneuert weitergehen, wird die Menschheit sich neu organisieren, damit die Stärksten für die Schwächsten einstehen, die Gesunden für die Kranken, die Vordersten für die Letzten? Konkret haben wir ein vom Denknetz zur Diskussion gestelltes *Plädoyer für die Erneuerung des Gesellschaftsvertrages – lokal, global* ausgewählt (denknetz.ch/care-gesellschaft) mit dem Kernsatz: «Wir brauchen einen erneuerten Gesellschaftsvertrag, der überall in der Welt Zustimmung finden kann. Vier Wegweiser sollen diesem Vertrag seine Richtung geben: Care, Kooperation, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit.» 287 Persönlichkeiten der Schweiz aus Politik, Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft haben dieses Manifest zur Bewältigung der Coronakrise mit ihrer Unterschrift beglaubigt. Die WärchtigsChrischtInne suchen interessierte Frauen und Männer, die mitdiskutieren. Wir treffen uns jeweils abends, in Olten beim Bahnhof.

○ Auskünfte:
Paul Jeannerat-Gränicher
graenicher.jeannerat@gmx.ch
031 859 33 46.

Frauen-Lesegruppe «Feministische Theologie»

Wie so viele andere haben wir coronabedingt eine Lesetreffpause eingelegt. Die Vorstellung, uns per Skype, Jitsi oder anderes über feministisch-theologische Lektüre auszutauschen, fand die Mehrzahl unserer Frauen nicht wirklich attraktiv. Anfang Jahr haben wir das Buch der deutsch-iranischen Professorin für Islamische Studien an der Universität Hamburg, Katajun Amirpur: *Den Islam neu denken. Der Dschihad für Demokratie, Freiheit und Frauenrechte* gelesen. In diesem stellt Amirpur verschiedene Traditionen im Islam dar, unter anderen auch mögliche befreiungstheologische muslimische Perspektiven. Im Nachgang entschieden wir uns, unsere «Islam-Studien» noch etwas vertiefter fortzusetzen. Wir treffen uns zum Austausch über die Lektüre des zeitgenössischen islamischen Reformtheologen aus Ägypten, Nasr Hamid Abu Zaid. Wir lesen eines seiner Grundlagenwerke: *Mohammed und die Zeichen Gottes. Der Koran und die Zukunft des Islam.* Theologinnen, die an feministischer Befreiungstheologie interessiert sind und sich mit anderen Frauen austauschen möchten, sind jederzeit herzlich willkommen.

○ Auskunft: Eveline Gutzwiller Perren, evgu@pe-gu.ch.

Arbeitsgruppe Kirche? NordSüdUntenLinks

Der Abend zum Thema «Kirche und Klima» konnte coronabedingt nicht stattfinden.

Arbeitsgruppe ITP

Aktuell gibt es nichts Neues zu berichten.

Veranstaltungen, die die TheBe unterstützt und zu denen wir herzlich einladen:

Friedensdemo im Rahmen des UNO-Weltfriedenstags

Samstag, 19. September,
14.00–16.30 Uhr in St. Gallen

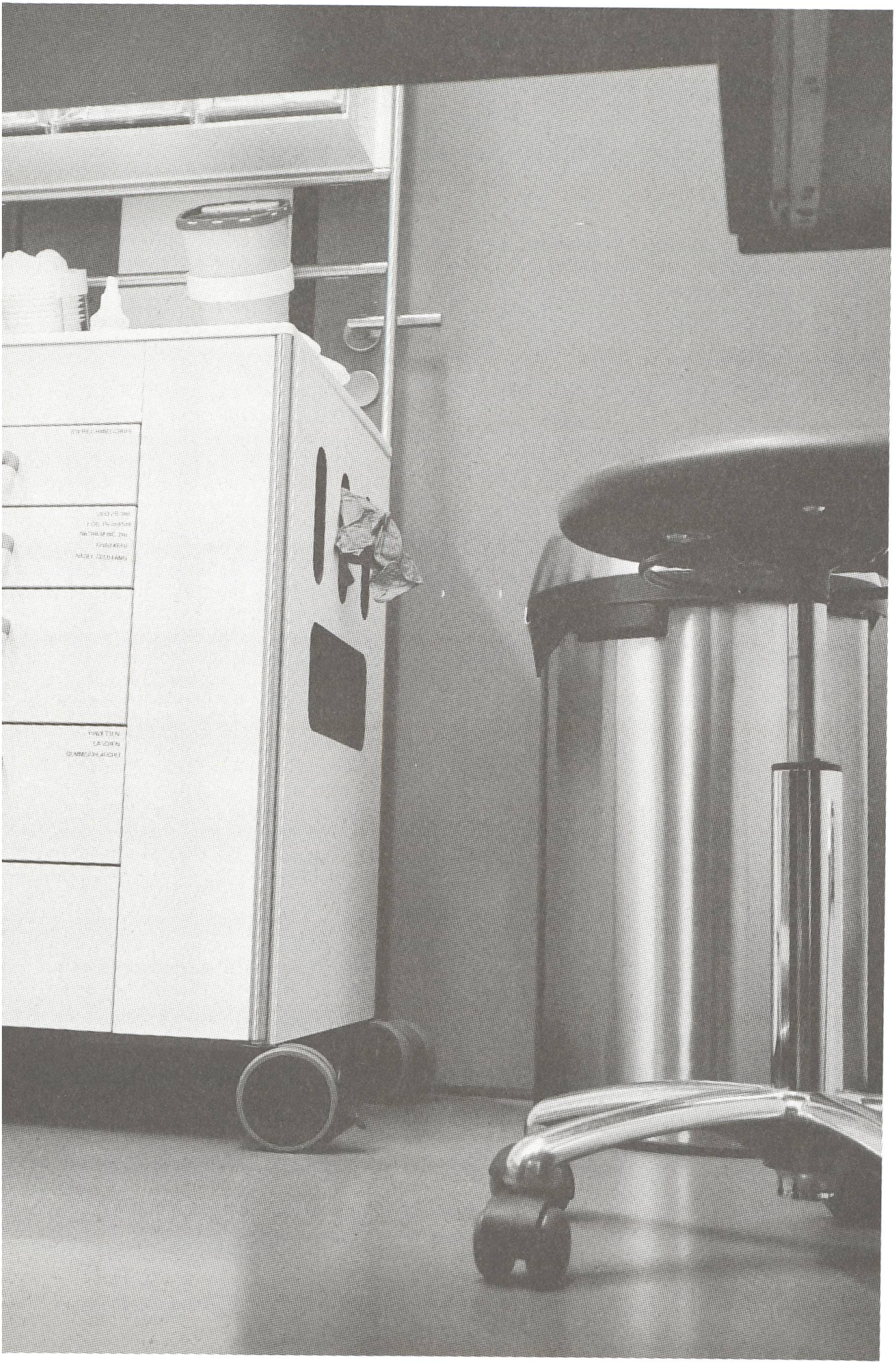
Ökumenische Herbsttagung 2020 zum Thema «Gute Nacht christliches Abendland. Guten Morgen Europa!»

Samstag, 7. November, Rotonda,
Pfarrei Dreifaltigkeit, Bern

Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung

Redaktion
Christine Voss, Peter Zürn
christine.voss@bluewin.ch

Administration
TheBe, Postfach 4203, 6002 Luzern
info@thebe.ch, www.thebe.ch

Abopreis
Das Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung erscheint zwei Mal im Jahr – im März und September – als Beilage der *Neuen Wege*.
Das Abonnement ist Bestandteil der Mitgliedschaft der TheBe.

Mitgliedschaft
Wollen Sie Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung werden? Schicken Sie eine E-Mail mit Ihrer Adresse an *info@thebe.ch*.
Der Mitgliederbeitrag liegt bei Fr. 30 der Solidaritätsbeitrag bei Fr. 50